



Die Kunst der Pfeife

Sie ist das Instrument des Jahres 2021: Die Orgel. Allein in Deutschland gibt es etwa 50.000. Seit vier Generationen fertigt, restauriert und wartet die Firma Hermann Eule Orgelbau aus Bautzen die Königin der Instrumente.

Inhaberin Anne-Christin Eule verbindet Tradition und Fortschritt.

Eine Reportage von Julia Bernhard (Text) und Thomas Kretschel (Fotos)

Es riecht metallisch, nach Kühlmittel für Bohrer, nach Schneidfett, leicht verbrannt. Der Hobel dreht sich schnell, er knirscht und surrt laut, Metallspäne fallen zu Boden. Die Legierung aus Zinn und Blei ist bald so dünn, dass sie verarbeitet werden kann. Dann hört man ein gleichmäßiges Klopfen an den langen Arbeitstischen, die sich unter den hohen Fenstern aneinanderreihen. Aus den blanken Blechen werden Rohre geformt: dicke, dünne, lange, kurze. Kaum jemand spricht. Konzentration und Präzision sind gefragt. Die Pfeifenwerkstatt ist eine andere Welt, in der alles seinen festen Platz hat. Jeder Handgriff sitzt, und doch fällt alles aus dem Gewohnten heraus – vielleicht auch einfach aus der Zeit.

Wenn sie die Räumlichkeiten betritt, fangen Anne-Christin Eules Augen an zu leuchten. Hier hat sie die meisten Stunden während ihrer Ausbildung verbracht, intensiv das Pfeifenbauen geübt. Es ist ihr Lieblingsort. „Aus der Pfeife kommt am Ende der Ton. Das war für mich die schönste Arbeit“, sagt die 46-Jährige. Neun Schritte sind es bis zum Klang. Alles wird mit der Hand gemacht. Eule erklärt flott und zackig. Die Theorie kennt sie im Schlaf. In der Praxis dauere es aber lange, bis man die Kunst beherrsche: „Bis man eine Pfeife verkaufen kann, muss man ein Jahr lang üben.“

Lebendige Kunstwerke

Rohrflöte, Kornett, Trompete, Harmonica, Viola – in einer Orgel steckt am Ende ein ganzes Pfeifen-Orchester. Das kann gewaltig laut sein, aber auch die ganz feinen Töne erzeugen. Es kann einer einzelnen Stimme Raum verleihen sowie ein riesiges Klangspektrum umfassen. Das größte Orchester, das die Firma gebaut hat, war die Orgel für die Leipziger Nikolaikirche: 103 Register, 6.848 Pfeifen und fünf Manuale hat das Instrument. „Unsere Orgeln sind lebendige Kunstwerke. Jedes hat seinen eigenen Charakter und spricht seine eigene Sprache“, erklärt die Inhaberin. Dabei sei auch der Standort und die perfekte Integration in den Raum entscheidend.

Anne-Christin Eule hat als Auszubildende am liebsten Pfeifen gebaut. Heute steht sie 45 Mitarbeitern vor: „Menschen führen heißt, mit Menschen arbeiten!“

Allein in Sachsen stehen 400 Eule-Orgeln in Kirchen und Konzertsälen. Derzeit kommen aber etwa 30 Prozent der Aufträge aus dem Ausland. Im nächsten Jahr geht es nach Oxford. Das herausforderndste Projekt der letzten Jahre absolvierten ihre Mitarbeiter im Dresdner Kulturpalast. 8,50 Meter ist die 2017 eingeweihte Orgel hoch. Sie wiegt 20,5 Tonnen. Ein gigantisches Unterfangen, das mit den Architekten, die die Renovierung des modernistischen DDR-Baus zu verantworten hatten, genau geplant werden musste. Nicht alles lief glatt: „In Dresden dudelte beim Einbau der Orgel an jeder Ecke ein anderes Radio. Überall wurde noch gemacht und getan. In so einer Umgebung ein Instrument zu intonieren, ist fast unmöglich.“ Dagegen sind die Renovierungen und Neubauten in einer Kirche schon fast erholsam, empfindet Anne-Christin Eule. „Das ist spirituell. Und am Ende steht ein Werk, das ein wesentlicher Teil der Verkündigung ist. Die Orgel begleitet den Gläubigen durch Trauer und Freude. Für mich kann ich sagen: Wenn ein guter Kantor spielt, sagt mir das manchmal mehr als das, was von der Kanzel kommt.“

Orgelbau und Kirchennähe

Dabei ist Anne-Christin Eule Pfarrerstochter. Man hört es, wenn sie über die Orgel, über ihre Arbeit und ihre Familie spricht. Ihren christlichen Glauben hat die Familie auch in den 40 Jahren Sozialismus nicht unter den Teppich gekehrt. Zum Orgelbau gehöre eine Kirchennähe dazu. „Vor allem zu DDR-Zeiten waren wir eine Oase für die, die gesellschaftlich und politisch nicht mitgehen konnten.“ Eule Orgelbau habe auch vielen Pfarrerskindern Obdach geboten, die bei der Tätigkeit nicht nur handwerklich, sondern auch geistig gefordert waren und sich so zumindest teilweise ihrem Intellekt entsprechend ausleben konnten. Heute haben von den inzwischen 45 Angestellten immer weniger etwas mit Glauben am Hut. Aber die Werte, die hier in den Werkstätten vertreten werden, sind eindeutig. Das Wichtigste, was Eule von ihrer Großmutter gelernt hat, sagt sie, sind Etikette, Durchhaltevermögen und Verbindlichkeit. Das Wort eines Christen ist etwas wert, es gilt: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein.“ →



Frauenpower seit 1929

Die Großmutter, Ingeborg Eule, hatte die Firma 1971 von ihrem Mann übernommen, dessen Patentante sie wiederum 1929 vom Gründer, Hermann Eule überschrieben bekam. Eine Frau als Chefin hat hier Tradition. Und sie sind stark, diese Frauen. Kurz nachdem Ingeborg Eule übernommen hatte, wurde die Firma enteignet. Der private Mittelstand in der DDR wurde in der letzten großen Verstaatlichungswelle 1972 vergesellschaftet. Da der Orgelbau allerdings zu speziell war und der eingesetzte Betriebsleiter schnell überfordert war, wurde Ingeborg Eule eingesetzt, die Firma zu führen: „Das schlussendliche Sagen hatte sie aber nicht.“ Erst mit der Wiedervereinigung 18 Jahre später kam für die damals schon 67-jährige Dame die Möglichkeit, ihren eigenen Betrieb wiederzubekommen. Für 9.000 Mark kaufte sie ihre Firma zurück.

Mit Mut und neuen Ideen

Anne-Christin Eule steht auf dem Kopfsteinpflaster im Hof des Firmengeländes. Wilder Wein rankt sich in strahlendem Herbstrot an den Gebäuden hoch. Das

Im Musikzimmer der Familie steht die Hausorgel, die Großmutter Ingeborg Eule zu Repräsentationszwecken bauen ließ.

schmucke Wohnhaus hinter ihr leuchtet in einem hellen Gelb. Sie zeigt auf das Nachbarhaus: Der Putz blättert von den Wänden, noch nicht einmal die Oktobersonne bringt das typische DDR-Grau zum Glänzen. „So sah es hier auch aus, alles war heruntergekommen. Investiert hatte natürlich niemand mehr.“ Ingeborg Eule nahm rund 4 Millionen D-Mark in die Hand, sanierte Fassaden, baute die Werkstätten aus und kaufte neue Maschinen. „Meine Omi war mutig. Sie war mit Mitte sechzig eine Jungunternehmerin, die ein völlig neues Wirtschaftssystem erlernen musste.“ Eule hat viel Bewunderung für die Großmutter übrig, dabei machten es sich die beiden nicht leicht.

Eigentlich hatte die Enkelin schon immer Physiotherapeutin werden wollen. Doch nach dem Abitur ging sie erst mal im Familienunternehmen in die Lehre, erzählt sie. Damals war sie schon Mutter einer Tochter. Heute sind es vier Kinder. Vielleicht war es die Sicherheit, die



Wenn mal nicht alles glatt lief, sagte der Großvater zu seiner Frau: „Mach Dir keine Sorgen, die Firma ist schon über 100 Jahre alt. Das ist alt genug!“ Im nächsten Jahr feiert sie ihr 150-jähriges Jubiläum.

Ein altes Handwerk neu denken

Das alte Handwerk neu denken, immer nach vorne gehen, risikobereit sein. Sonst schafft man es nicht. Anne-Christin Eule arbeitet gerne mit wissenschaftlichen Instituten zusammen, setzt sich mit möglichen Neuerungen auseinander. Die Digitalisierung hat auch in den Orgelbau Einzug gehalten. Neueste Instrumente werden per Tablet bedient, die Registrieranlagen

sind elektronisch. Traditionen trotzdem lebendig zu halten, überliefertes Wissen aber weiterzuentwickeln und sich mit innovativen Neubauten in die Zeit einzuschreiben ist eine große Herausforderung. Wenn sie eine Auszeit braucht, geht sie in den Garten – der ist natürlich direkt auf dem Firmengelände. „Das ist Erbauung für mich. Wenn ich hier werkel, finde ich meine innere Ruhe.“ Die Beete müssen demnächst mit Rindenmulch abgedeckt werden, die Bäume werfen das Laub ab. Es gibt viel zu rechnen auf der großen Rasenfläche. Wie in der Orgelwerkstatt – alles per Hand. Aber der Rindenmulch wird von einer Maschine gehäckselt, gibt sie lächelnd zu. ●

ihr zunächst geboten wurde und die sie brauchte. Vielleicht die Tradition. Vielleicht die Verbundenheit mit der Großmutter. Aber die eigenen Vorstellungen und die Rolle als Enkelin der Inhaberin in der Werkstatt standen im Weg. „Nichts neben, nichts gegen, alles für die Firma, sagte meine Omi immer. Das erschien mir damals zu anstrengend.“ Sie studierte Betriebswirtschaftslehre in Leipzig. 2004 kam sie doch zurück. „Das Leben in der Großstadt, bei dem nicht alles glatt und angenehm läuft, hatte mich demütig werden lassen. Und meine Großmutter wollte eine Entscheidung, was ihr gutes Recht war.“ Mit 30 Jahren übernahm Eule die Geschäftsführung. Seit dem Tod der Großmutter 2017 ist sie die Inhaberin – mit eigenen Vorstellungen, neuen Ideen.

Berufung erwünscht

Aber es gibt Traditionen, die werden beibehalten. Die sind so alt wie die Gebäude oder die Werkzeuge, die hier verwendet werden. Es ist Viertel nach 12 mittags. Auf den Hobelbänken schlafen die Mitarbeiter. Jetzt geht es nur noch im Flüsterton. Wer das nicht kann, muss rausgehen. 30 Minuten dürfen die Angestellten nach dem Mittagessen ein Nickerchen machen. Das ist gut für die Konzentration und Leistungsfähigkeit. Neu ist, dass auf den Hobelbänken auch immer mehr Frauen ruhen. Rund ein Drittel der Mitarbeiterschaft sei weiblich – und das ganz ohne Quote, betont Eule amüsiert. „Wer Orgelbau lernen möchte, braucht einfach viel Idealismus. Man sollte sich berufen fühlen“, sagt die Chefin. Gerade heute hat sie ein Motivationsschreiben von einem Bewerber bekommen. Das hatte sie verlangt. „Ich will lesen, dass die, die hier arbeiten möchten, gute Gründe dafür haben.“ Orgelbau sei körperlich anstrengend. Es sei ein Kunsthandwerk und Teamarbeit. In Eules Team sind Deutsche, Tschechen, ein Portugiese und ein Südkoreaner. Sie sind Tischler, Schlosser, Zahntechniker, Musiker, Theologen. Sie nimmt gerne Quereinsteiger. Jeder bringe seine speziellen Fähigkeiten mit und gebe frische Impulse.

Die Orgel

Die Erfindung der Orgel wird Ktesibios von Alexandrien im 3. Jahrhundert vor Christus zugeschrieben. Der für das Spiel benötigte Winddruck wurde damals durch Wasser erzeugt. Die Orgel wurde in der Hausmusik sowie im Amphitheater oder im Zirkus eingesetzt und noch im Römischen Reich so weiterentwickelt, dass ein mit der Hand betriebenes Balg die Luft durch die Pfeifen pumpte. Später schätzten die oströmischen Kaiser das Instrument so sehr, dass Kaiser Konstantin V. dem Frankenkönig Pippin, dem Jüngeren, eines schenkte. So gelangte die Orgel auch nördlich der Alpen zur Berühmtheit. Vom 9. Jahrhundert an waren Orgeln in Kathedra- len, Abteien und Stiftskirchen zu finden. Aber erst 600 Jahre später wurden sie wesentlicher Bestandteil für die Feier der Liturgie. In Europa bildeten sich unterschiedliche Nationalstile im Orgelbau heraus. Die Orgeln wurden immer größer und technisch anspruchsvoller, der orchestrale Klang machte sie zur „musikalischen Maschine“, was auch Kritiker auf den Plan rief. Im 19. Jahrhundert zogen die Instrumente auch in Konzertsälen, Opern- und Privathäusern ein.